

„Whatever it takes“

VON BERNHARD KOCH

Am 26. Juli 2012 versprach der damalige Präsident der Europäischen Zentralbank, Mario Draghi, dass alles getan würde, um den Euro zu erhalten. Auf Englisch hieß die Formel: „Whatever it takes“, also wörtlich übersetzt: „Was auch immer gebraucht wird.“ Diese Formulierung ist zu einem Kennzeichen der politischen Rhetorik unserer Zeit geworden. Sie kam zum Beispiel in der COVID-19-Pandemie erneut in Gebrauch – und wird auch jetzt verwendet, wenn es beispielsweise um die Unterstützung der Ukraine gegen den Angriff Russlands geht. Es steht gar nicht in Frage, dass dabei meistens wichtige Ziele auf dem Spiel stehen: Im Kontext der Klimadebatte geht es zum Beispiel um die Reduktion von Kohlendioxidemissionen, damit eine weitere Erwärmung der weltweiten Durchschnittstemperaturen vermieden wird. Dennoch kann diese Sprache des „Whatever it takes“ (oder seiner Synonyme) auch Angst machen, denn ihr fällt eine der vier klassischen Kardinaltugenden zum Opfer: die des Maßhaltens.

Eine äußerst problematische Rhetorik

Dabei ist es, wie Papst Franziskus in seiner Enzyklika „Laudato Sí“ verdeutlicht hat, gerade diese Krise des Maßhaltens, die die ökologische Krise erst hervorgebracht hat. Diese Krise des Maßhaltens ist indessen tief in die Sprache unserer Zeit, ja sogar in die Sprache mancher Theologen eingedrungen. Die berechtigte, aber auch problembehaftete Forderung nach „Bewahrung der Schöpfung“ verliert leicht an Glaubwürdigkeit und Überzeugungskraft, wenn sie zur Legitimation fragwürdiger, gemeinwohlabträglicher Maßnahmen dient. In gewisser Weise zeigt diese Ausdrucksweise ja eine weitere Hybris an: Wer ist der Mensch, als dass von ihm die „Bewahrung“ der Schöpfung Gottes abhängen würde? Während bei der geschlechtlichen oder ethnischen Identität (zu Recht, aber oft recht krampfhaft) versucht wird, jegliche sprachliche „Verletzung“ zu vermeiden, verwundert der totalitäre Ton, der in anderen Zusammenhängen angeschlagen wird: Das Streben nach „Schutz“, „Sicherheit“, „Prävention“, ja sogar „Gerechtigkeit“ kann bei fanatischer Verfolgung in Totalitarismus entgleiten. Manche sympathisieren mit der „Letzten Generation“, weil sie befürchten, dass ihren Kindern „die Zukunft genommen wird“. Vermutlich wird der Klimawandel schwierige Herausforderungen in der Zukunft mit sich bringen. Doch die Furcht, Kinder hätten überhaupt keine Zukunft mehr, weil die Gletscher schmelzen, der Meeresspiegel ansteigt und sich Klima- und Vegetationszonen auf der Erde verschieben, sollte nicht zu panischen Überreaktionen führen. Es wird vor allem von den jetzigen Kindern selbst und von unserer Erziehung heute abhängen, welche Zukunft diese Kinder haben werden. Wahrscheinlich ist Bildung zum Maßhalten nachhaltiger als eine Denkweise, die keinen inneren Ausgleich mehr kennt.



Der Autor ist Stellvertretender Direktor des Instituts für Theologie und Frieden Hamburg (ithf). Die Kolumne erscheint wöchentlich in Kooperation mit der Katholischen Wissenschaftlichen Zentralstelle (KSZ) in Mönchengladbach.